

Werk

Titel: Die Hohenstaufenpfalz zu Kaiserswerth

Ort: Berlin

Jahr: 1903

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?523137273_0005|log55

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

nachbarte Elisabeth- oder Artuskapelle (Anfang des 19. Jahrhunderts niedrigerissen), *nopq* im Lageplan, als zum Burghofe gehörig bezeichnet wird. Sodann läßt die Architektur des Gebäudes in nichts auf eine kirchliche Bestimmung schließen.³⁾ Die noch ursprünglichen Fenster des Untergeschosses auf der Giebelseite sind durchaus profan. Ähnliche Form zeigt auch im Obergeschoß das vermauerte Fenster, dessen Einzelheiten sich gewiß bei einer Wiederherstellung feststellen lassen. Das andere jetzt vorhandene Fensterchen ist neueren Ursprungs, wie überhaupt das ganze umgebende Mauerwerk. Die frühere Türumrahmung der jetzigen Fensternische läßt auf einen Wandabort schließen.

Die Fenster auf den Längsseiten (Abb. 15) sind in späterer Zeit aber noch im Mittelalter ausgeführt. Im Gegensatz zu den Fenstern an der Giebelseite sind diese Fenster durch Pfosten geteilt. Das nordwestliche Kreuzfenster des Untergeschosses hatte feste Verglasung in Kittfalz; der untere Teil war durch auswärtsschlagende Läden verschließbar, während der obere noch jetzt durch gedrehte Eisenstäbe gesichert ist. Das einfache Pfostenfenster des Obergeschosses hat keinen Kittfalz und war nur durch einen Laden verschließbar.

Die Profilierung des Fensters auf der SO.-Seite weist auf die Zeit der Erbauung des Herrenhauses von 1559 hin. Es ist für Verglasung in Rahmen eingerichtet, ohne Anschlag für einen

³⁾ Vergl. Das romanische Haus in Köln (Denkmäler der Baukunst).

äußeren Laden und im oberen Teil — ob auch im unteren ließ sich wegen der Zumauerung nicht feststellen — durch gedrehte Eisenstäbe gesichert. Die dreiteiligen Fenster im Staffelgiebel sind durch hölzerne Läden (Abb. 18) verschlossen. Gegen die Bestimmung als Kapelle spricht noch schwerwiegend der Umstand, daß der Bau im Gegensatz zu sämtlichen kirchlichen Bauten Soests nicht nach Osten gerichtet ist und außerdem sehr geringe Ausdehnung hat, wofür bei dem unbeschränkten Bauplatz keine Erklärung zu finden ist, besonders, wenn man den jetzigen Bau nicht als Rest einer größeren Anlage ansehen will.

Die Staffeln des Giebels sind mit zweiseitig schräg abfallenden Platten abgedeckt, deren nicht mehr streng mittelalterlicher Fugenschnitt auf eine jüngere Zeit schließen läßt.

Vielleicht geben spätere Wiederherstellungsarbeiten Aufschluß über die Art der Benutzung, für die jetzt Anhaltspunkte fehlen, ebenso wie für die Bedeutung der eigenartigen Nische neben dem Eingang, welche, beim Fehlen eines Abzugsschlotes, kaum als Kaminnische gedeutet werden dürfte. Gegenwärtig dient der untere Raum als Stall und Kohlenkeller für die Mietwohnungen im Herrenhause und ist durch mannigfache Um- und Anbauten verunstaltet. Es ist dies umso mehr zu bedauern, als das Haus als ältester erhaltener Profanbau der romanischen Zeit Soests zweifellos hohen Denkmalwert besitzt. Es wäre höchst wünschenswert, daß die Versuche, das Haus in öffentlichen Besitz zu bringen, recht bald gelingen, damit der Bau vor weiterer Zerstörung und vor Verfall bewahrt bleibt.

Die Hohenstaufenpfalz zu Kaiserswerth.

Von Paul Clemen.

In Nr. 7 der „Denkmalpflege“ d. J. (Seite 51) hat Otto Piper in einem längeren Aufsatz „Die Kaiserswerther Ruine ein Barbarossabau?“ den romanischen Ursprung der jetzt noch am Rhein aufstehenden Burgruine angezweifelt und dafür die Vermutung aufgestellt, daß es sich hier um eine Anlage aus dem Ende des 16. Jahrhunderts handle. Gleichzeitig ist aber andeutungsweise ausgesprochen, daß hier beträchtliche öffentliche Mittel irrtümlich für ein Objekt verwandt worden sind, dem die ihm zugeschriebene baugeschichtliche Bedeutung gar nicht zukommt. Diese gegen die rheinische Denkmalpflege gerichtete Anklage zwingt mich, dem verehrten Verfasser hier entgegenzutreten und seine Aufstellungen zu widerlegen.

Die Frage nach Ursprung, Alter und Zugehörigkeit der Kaiserswerther Ruine ist doch natürlich auch hier eingehend erwogen und nach den verschiedensten Seiten hin geprüft worden und zwar schon vor Jahren, ehe an die umfänglichen Erhaltungsarbeiten herangegangen wurde. Und ich meine, man dürfte doch auch billig uns hier am Rhein einige Kenntnis von Technik, Material und architektonischen Formen zusprechen, um imstande zu sein, das 12. und das 16. Jahrhundert auseinander zu halten. Nicht der „Volksüberlieferung, die gern Bedeutendes den ihr bekannten Großen zuschreibt“, folgte die Provinzialkommission, sondern einer sicheren auf nur urkundlichen Zeugnissen von dem Baubefund aufgebauten Ueberzeugung.

Was zunächst die Geschichte des Baues angeht, so liegt doch hier eine Reihe so bestimmter Angaben vor, daß man sie nicht so leicht bei Seite schieben und als unbedeutend behandeln dürfte. Die gewöhnliche Angabe der Erbauungszeit ist bekannt. Im Jahre 1174 hat Friedrich Barbarossa den Zoll von Thiel nach Kaiserswerth verlegt; das war wohl die äußere Veranlassung für den Neubau. Die Bauinschriften nennen dann das Jahr 1194 als den Zeitpunkt der Vollendung, doch ist, wie aus dem Brief des Kaisers aus dem Jahre 1189 hervorgeht, noch im Jahr vor dem Tode des großen Kaisers der Bau nicht vollendet.

Dagegen will nun Piper eine andere Erbauungszeit ansetzen: und zwar um ein volles halbes Jahrtausend später. Ein Geschichtsschreiber des 17. Jahrhunderts, Christian Voigt von Elspe berechnet, daß der Kurfürst Salentin von Isenburg (1567—77) das Schloß neben anderen ausgebaut habe (Seibertz, Quellen III, S. 171) castra Poppelsdorf, Bruell, Kaiserswerth, Berge, Arnsberg ipsamque Bonnam novis structuris ex fundamento splendide ornare et augere. Diese novae structurae sollen nun das heutige Schloß Kaiserswerth sein. Dabei will der Autor selbst mit Sicherheit annehmen, daß der Bergfried schon dem ersten festen Pfalzbau angehört habe. Nun ist aber gerade durch die Ausgrabungen, wie auf S. 38 des fünften Jahresberichtes der rheinischen Provinzialkommission ausgeführt, nachgewiesen, daß das Mauerwerk des Bergfrieds und der anstoßenden Trakte an allen Ecken und Winkeln einen regelmäßig durchgeführten Verband zeigt, daß die Annahme

verschiedener Bauzeiten für den Unterbau daher unmöglich ist. Eine andere Quelle (Crombach, Annales eccles. et civil. metr. Coloniensis IV, p. 705) spricht ähnlich nur von dem weiteren Ausschmücken der Pfalzen. Ennen (Geschichte der Stadt Köln IV, S. 643) hat das wohl ganz richtig als die Anlage neuer Befestigungen an den erstiftischen Festungen verstanden. Genauere Auskunft über Art und Umfang der damals ausgeführten Bauten geben nun aber die im Düsseldorf Staatsarchiv aufbewahrten Kurkölnischen Kellereirechnungen aus den Jahren 1576 und 1580. Es handelt sich nach Ausweis dieser Rechnungen durchaus nicht um einen Neubau, sondern um Ausbau und Aufbau des Turmes und sonstige Reparaturen; verschiedene Fenster, Türen und Schießscharten werden in dem alten Gebäude neu gebrochen. Die Räume sind, wie aus dem Vergleich mit einem gleichfalls in Düsseldorf befindlichen Inventar vom Anfang des 15. Jahrhunderts hervorgeht, im wesentlichen noch dieselben. Ausdrücklich wird die Lieferung der Bausteine in den Jahren 1576 und 1577 „auf den Torn neben anderen Bauwen“ bezogen. Die unbestimmte Nachricht bei Voigt (der noch dazu fast 100 Jahre später schreibt) für den vollständigen Neubau der ganzen Burg in Anspruch nehmen zu wollen, ist deshalb aus allen diesen Gründen völlig hinfällig.

Weiter aber darf man wohl sagen, daß die Baugeschichte kaum einer mittelalterlichen Burg am Rhein so genau durch Inschriften bezeugt ist wie die der Kaiserswerther Pfalz. Da ist zunächst die eine Inschrift, die noch jetzt in einer der Fensternischen des Erdgeschosses eingemauert ist:

AB ANNO DOMINICE INCARN [ATIONIS MCLXXXIII]

JUSTICIE CULTOR MALEFAC [TI PROVIDUS ULTOR]

CESAR ADORNANDAM FREDER [ICUS CONDIDIT AULAM].

Nur das vordere 1,40 m lange Stück ist heute noch erhalten, aber es geht doch nicht an, zu sagen, „die Inschrift könne an sich schon deshalb nichts beweisen, weil mit den Schlußworten der drei Zeilen sowohl die Jahreszahl fehle als auch die Angabe, was der genannte Cesar Fredericus getan“. Der Schluß der Inschrift findet sich, wie schon in meinen Kunstdenkmälern der Rheinprovinz III, S. 144 angegeben, sowohl in einer Rheinbrohler Handschrift als in den Redinghovenschen Sammlungen (Düsseldorf, Staatsarchiv Nr. 5. A. 24, Bl. 353b und München, Staatsbibliothek, Cod. germ. 2213, Bd. XVII, Bl. 96) und läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Die Inschrift selbst gehört nach ihrem epigraphischen Charakter der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts an. Es entsprach ihr an dem Clevischen Turme eine zweite, gleichfalls noch zur Hälfte vorhandene Inschrift, die das Material (Trachyt vom Drachenfels) genau angibt, endlich aber die dritte große Inschrift, die sich auf dem Sturz über dem Vordereingang nach dem Clevischen Turm zu befindet:

ANNO AB INCARNATIONE DOMINI NOSTRI JESU CHRISTI MCLXXXIII.

HOC DECUS IMPERIO CESAR FRIDERICUS AD AUXIT

JUSTITIAM STABILIRE VOLENS ET UT UNDIQUE PAX SIT.

Die Inschrift scheint mir nach dem Buchstabencharakter nicht ganz gleichzeitig, sondern etwas später, gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts entstanden zu sein, jedenfalls aber noch in der Zeit der Herrschaft der romanischen Majuskel. Ganz ausgeschlossen ist, wie ein Blick auf die Inschrift selbst (Abb. 1) über-



Abb. 1. Kaiserswerth. Romanische Stiftungsinschrift.

zeugen wird, eine spätere Entstehung, vor allem eine Entstehung etwa im 16. Jahrh. Die hier vorhandenen Formen des offenen B und R, das charakteristische E, vor allem die Abkürzungen für per, cus usw. kommen dann garnicht mehr vor. Es mochte hier entweder eine andere Inschrift vorliegen oder man hat einige Jahrzehnte später noch einmal an hervorragender Stelle der Burg die Erbauung durch den großen Kaiser verzeichnen wollen. Auch der Wortlaut der Inschrift stimmt doch ganz mit denen des 12. und 13. Jahrh. überein — man möchte noch an die Gernandusinschrift von 1243 an der Stiftskirche zu Kaiserswerth erinnern. Die Bezeichnung Cesar ist als ungewöhnlich angezweifelt worden. Aber gerade sie ist bei den Hohenstaufen nicht selten. Als Cesar erscheint der Kaiser nicht nur auf jener anderen Kaiserswerther Inschrift, sondern auch auf der Inschrift seines bekannten Kronleuchters im Aachener Münster. Dieser Portalsturz ist noch heute vorhanden: er war nach der Zerstörung der Pfalz 1703 nach Düsseldorf ins Schloß gebracht worden und ist erst seit 1849 wieder auf dem Burghofe aufgestellt worden. Daß er tatsächlich als Sturz gedient, zeigt der an der Rückseite sichtbare Türanschlag mit den großen Zapfenlöchern — es ist die gleiche Türkonstruktion und das gleiche Material (Trachyt vom Drachenfels), wie auch sonst bei dem ganzen Bau: und der Sturz paßt haarscharf in das Nordportal nach dem Klevischen Turm hin, wo jetzt eine genaue Kopie Platz gefunden hat.

So haben wir also hier zwei romanische Inschriften vor uns, in unmittelbarer Verbindung mit dem Bau stehend, die eine auf einem wichtigen und charakteristischen Architekturstück eingemeißelt, die andere ursprünglich ganz in der Nähe angebracht (in der Rheinbrohler Niederschrift sind die Stellen der beiden, wie ersichtlich, einfach vertauscht) — so wichtige Bauurkunden lassen sich doch nicht einfach bei Seite schieben. Und wenn dem flüchtigen Besucher an dem so bezeichneten Bau manches auf den ersten Blick seltsam und ungewöhnlich erscheint, so hat er eben auf Grund dieses Bauwerks seine Anschauungen zu erweitern und zu verbessern.

Es muß hier aber sofort betont werden, daß, was dem kritischen Beurteiler so seltsam und ungewöhnlich erschienen ist, daß er den romanischen Ursprung des Bauwerkes überhaupt anzweifeln möchte, tatsächlich für den Niederrhein gar nicht so seltsam und ungewöhnlich ist. Die Bauart weist das bekannte rheinische Material auf, Basalte aus den Brüchen bei Unkel und Trachyt vom Drachenfels und aus anderen Brüchen des Siebengebirges. Die Mauertechnik ist bei den Basalten die gleiche wie an einer Reihe von genau datierten Bauten, den ältesten Stadtkölnischen Toren, dem Eigelsteintor und dem Hahnentor, dem Unterbau des Neußer Obertores, und noch an dem unter Erzbischof Sigfrid von Westerburg (1274—97) vollendeten Zollturm zu Rheinberg. Was dann die Verwendung der Backsteine betrifft, so hat diese für den Norden gar nichts Verwunderliches. Die Verwendung von Flachziegeln hat sich am Rhein das ganze frühe Mittelalter hindurch erhalten — und es sind durchaus nicht nur römische Spolien, die hier benutzt worden sind. Man muß sich erinnern, daß das ganze nördliche Deutschland, das kein eigenes Baumaterial besitzt, schon in romanischer Zeit zu dem Backstein als bequemem Surrogat greift — durch Christian Rauchs eben erschienene Abhandlung ist die Erbauung der ältesten Backsteinkirche, der zu Segeberg, auf die Zeit von 1142—1156 festgelegt. Am weiteren Niederrhein ist noch in Utrecht der romanische Kreuzgang der (abgebrochenen) Marienkirche zu nennen, dessen westlicher Flügel in Backstein aufgebaut ist (s. Muller, Utrechts Mariekerk: Oud-Holland 1901, XX. — Abbeildungen van oude bestaande gebouwen, Amsterdam 1890, pl. 157—161). Die Fabrikation von Backsteinen wird dann als etwas ganz gewöhnliches zwischen 1236 und 1238

erwähnt in der Chronik des Klosters von Wittewierum bei Appingedam (Ed. Feith, Chronik von Wittewierum, p. 175). Zur gleichen Zeit kommen Ziegel vor an den ältesten Teilen des Palastes des Grafen von Holland im Haag. Und diese Ziegel haben in Kaiserswerth dazu das für das frühe Mittelalter charakteristische und von dem späteren abweichende große und flache Format, 33 oder 40 cm lang, 16 cm tief, 7 cm hoch und zeigen deutlich die primitive Holzbrandtechnik. Das von Piper erwähnte „verschiedene Format“ dürfte hier auf die selbstverständliche Verwendung von halben Steinen bei den Wölbungen und an den Gewänden und von völlig neuen Steinen im Normalformat bei allen neueren Flickarbeiten zurückzuführen sein — erst bei den letzten

Wiederherstellungsarbeiten (seit 1901) sind Ziegel in diesem ungewöhnlichen Format besonders angefertigt worden.

Was dann die ganze Anlage angeht, die Piper so unverständlich und einzigartig erscheint, so scheint mir hier ein grundsätzliches Mißverständnis vorzuliegen. Mein verehrter Gegner sucht hier mehr in den erhaltenen Resten als sie zu bieten vermögen. Was jetzt erhalten ist, stellt ja doch nur den Unterbau der Pfalz dar. Mit Rücksicht auf den Hochwasserstand des Rheines sind auch die Dépôtäume nicht als Keller (nur ein einziger kleiner 1900 freigelegter Keller ist vorhanden), sondern über der Erde angelegt. Daß diese Räume aber nur durch ganz schmale Lichtschlitze beleuchtet sind, ist ja ganz das übliche — am Unterbau des Palas der Wartburg und des Palas zu Gelnhausen kommen sie vor und Pipers neuester Band der österreichischen Burgen zeigt sie ganz deutlich an dem Unterbau der Burg zu Eger und an dem romanischen Wohnturm zu Landeck. Die größeren Lichtschlitze in Kaiserswerth sind übrigens, wie ganz deutlich zu sehen, nachträglich erweitert, die Gewände sind ziemlich roh abgespitzt. Die großen Säle, die Piper in der Anlage vermißt, waren natürlich vorhanden — aber erst über diesem Unterbau. Man braucht nur einen Blick auf die bekannten Ansichten von Meisner und Merian zu werfen. Die Fensterarchitektur des oberen Stockwerks war, wenn wir diesen Ansichten auch in den Einzelheiten vertrauen dürfen, schon im 16. Jahrh. verändert worden. Wenn man aus etwaigen Fundstücken urteilen wollte, so müßten doch zunächst von diesen später aufgesetzten und also auch zuletzt abgebrochenen oder zerstörten Zutaten Architekturstücke gefunden sein. Es ist aber nichts, schlechterdings nichts von Belang gefunden worden — und natürlich auch nichts Romanisches mit Ausnahme des Stückes eines Kämpfergesimses im Brunnen. Der Grund für diesen auffälligen Mangel ist nur allzugut bekannt: Im Jahr 1848 sind die Reste der Ostseite des Palas bis herab auf die Grundmauern glatt abgetragen worden und gleichzeitig ist auch alles noch im Schutt lagernde Steinmaterial, soweit es nicht schon vorher verschleppt war, abgefahren und zum Bau der Rheinböschungsmauer wie zur Ausfüllung der Festungsgräben verwendet worden.

Die untergeordnete Bedeutung des jetzt noch aufstehenden Mauerteiles — das eben nur als Unterbau zu dienen hatte — begründet auch die einfache Ausbildung, das Fehlen von reicheren Kunstformen. Und aus der Bedeutung dieses Unterbaues ist endlich auch die Anlage der Treppe mit den beiden Podesten zu erklären. Diese Podeste, die allerdings an einer einfachen Lauf- treppe auffallend sein würden, sind hier bedingt durch die beiden Aufzüge, die sich an der Rheinseite befinden und die deutlich als solche erkennbar sind (übrigens schon in unserem Jahresbericht V, S. 35 als solche angegeben waren). Jedem Aufzug gegenüber führt von den Podesten eine Tür in den anstoßenden Raum des Obergeschosses, der zweite zwischen der Treppe und dem Bergfried gelegene Depotraum empfangt nur durch diese als Falltür dienende Öffnung sein Licht. Die Notwendigkeit, hier von der Stromseite her Waren und Lebensmittel einzuführen, verlangte auch eine gewisse Geräumigkeit der Öffnungen wie der Verbindungswege. An den Pfalzen zu Goslar, Gelnhausen, Seligenstadt, an der Wartburg und an der Burg Dankwarderode führten an der Außenseite ziemlich bequeme hölzerne oder steinerne Treppen zu den oberen Festsälen empor; das war hier nicht möglich: also verlegte man diese Treppe einfach nach innen. Die Mauerstärke schwankt zwischen 3,25 und 2,50 m — nur wenn man die Treppe in ihrer ganzen Breite hinzurechnet, ergibt sich an der Südseite eine Stärke von 5,80 m, aber diese Treppe stellt doch selbst nur einen Einbau dar, der eben abzuziehen sein würde. Solche Mauerstärken sind aber durchaus nichts Seltenes unter den romanischen Burgen der Rheinlande. Der Bergfried von